





Atef Abu Saif

*Roman*

# Leben in der Schwebel

Aus dem Arabischen von  
Hartmut Fähndrich

**suje<sup>t</sup> verlag**

CIP - Titelaufnahme in die Deutsche Nationalbibliothek

Atef Abu Saif

Leben in der Schwebel

*Aus dem Arabischen von Hartmut Fäbndrich*

ISBN 978-3-96202-143-6

© der deutschen Ausgabe 2024 by Sujet Verlag

Umschlaggestaltung: Kai Kullen

Satz und Layout: Sujet Verlag

Lektorat: Monika Dietrich-Lüders

Druckvorstufe: Sujet Verlag, Bremen

Printed in Europe

1. Auflage 2024

[www.sujet-verlag.de](http://www.sujet-verlag.de)

*Gaza sei kein kleines Gefängnis, schrieb Atef Abu Saif in seinem neuesten Roman, der 2023 erschien. der Gazastreifen sei auch kein großes Gefängnis, er sei schlicht und einfach ein Gefängnis. Punkt. Und dieser Gefängnis genannte Raum ist nicht nur Gegenstand von Atef Abu Saifs Tagebuchaufzeichnungen über die israelischen Bombardierungen (im Juli/August 2014 bzw. im Oktober 2024), sondern auch Ort seiner bisher zehn Romane. Denn trotz aller wirtschaftlicher, militärischer oder psychischer Widrigkeiten, trotz aller Unsicherheiten, versuchten die dort eingesperrten Menschen, ihr Leben zu gestalten. Leben in der Schwebel heißt deshalb einer der früheren Romane von Atef Abu Saif. Er ist im Jahre 2014 erschienen.*



## Inhalt

Der etwa 60-jährige Naïm ist Inhaber eines Copy-Shops, in dem Poster von Gefallenen („Märtyrern“) produziert werden. Als er im Jahr 2011 durch eine blinde Kugel getötet wird, entsteht zwischen seinem Sohn und seinem Neffen eine Debatte, ob Naïm Held oder Opfer ist – eine Grundsatzdebatte, die sich das ganze Buch durchzieht.

Später gibt es zwischen der Bevölkerung des Lagers und der Gaza-Verwaltung einen Streit darüber, ob der Hügel, auf dem u.a. Naïms Haus steht, nach den Vorstellungen der ersteren oder der letzteren bebaut/“entwickelt“ werden soll. Dabei kommt es zu heftigen Zusammenstößen, die den Versuch der Gesellschaft zeigen, sich gegen die wachsende Machtclique zu wehren, die sich nicht scheut, auch die Religion mittels mehr oder weniger Gewalt in ihre Dienste zu nehmen.

Die genannten beiden jungen Männer sind die zentralen Figuren des Romans. Naïms Sohn Salmân, der in Italien an einer Universität arbeitet und zur Totenfeier für seinen Vater nach Gaza kommt, fühlt sich (nach sieben Jahren Abwesenheit) fremd und wird auch so behandelt. Naïms Neffe, Nasr, ist fest verwurzelt in und mit der Gaza-Gesellschaft, er will aber eine liberale Gesellschaft und gerät damit in Gegensatz zur herrschenden „Elite“. Mit den beiden Männern agieren und interagieren mehrere etwa gleichaltrige Frauen, die sich auf bemerkenswerte Weise ihre persönliche und berufliche Unabhängigkeit erhalten oder erkämpfen. Sie alle leben in einem Gaza, das zunächst einen gewissen Aufschwung (wirtschaftlich und politisch) erlebt, dann aber langsam durch die repressiv- und korrupt werdende Entwicklung im Inneren und die würgenden Maßnahmen von außen immer „unwirtlicher“ wird.

Dazwischen liest man in kleinen Rückblenden, Exkursen, Reflexionen oder Erinnerungen sehr viel über die Verhältnisse in Gaza, besonders in den ersten zehn Jahren des 21. Jahrhunderts: das Leben in palästinensischen Lagern innerhalb und außerhalb des Gazastreifens; die urbane Entwicklung in Gaza-Stadt (und im angrenzenden Lager); die allmähliche und immer stärker werdende Durchdringung der Gesellschaft durch neue Wirtschafts- und Machtstrukturen, auch und gerade religiös begründet; die Öffnung



zur Welt, bzw. die Schwierigkeiten, nach der Schließung der Grenzen nach außen Kontakt zu halten; die Sehnsüchte vieler Menschen und ihre (Nicht-)Erfüllung. Die Vertreibung von 1948 und 1967 und die Zerstreuung des palästinensischen Volkes schwingen dabei immer im Hintergrund mit.

Leben in der Schwebelandschaft ist ein interessantes und eindrucksvolles „Dokument“ des Palästina-„Problems“ vom besonderen Blickwinkel des Gazastreifens aus. Der Roman stand 2015 auf der Shortlist des „Arabischen Booker Preises“ (International Prize for Arabic Fiction).

## Autor

Atef Abu Saif (geb. 1973), ist in einem Lager in Gaza aufgewachsen. Er hat Politikwissenschaften studiert und später an verschiedenen palästinensischen Hochschulen unterrichtet. Einige Zeit war er Fatah-Vertreter in Gaza. Vor einigen Jahren hat er Gaza verlassen, da er vonseiten der dort herrschenden Regierung erst Belästigungen, dann Bedrohungen ausgesetzt war. In den Jahren 2019 bis 2024 war er Kulturminister der Palästinensischen Autonomiebehörde in Ramallah.

In jüngster Zeit berichtete er auch für westliche Zeitungen über die Verwüstungen von Gaza seit dem 7. Oktober 2023 (z.B. Der Spiegel, Le Monde, The Washington Post)

Über all das dachte Naîm nach, während er seine Buchhaltung erledigte. Er hatte eine Riesenaufgabe übernommen. Die Wünsche, die sich bisher erfüllt hatten, waren viele und wenige zugleich. Das Leben verlangte einem einiges ab. Die Momente der Ruhe und der Stabilität, die Gaza nach der Schaffung einer eigenen Regierung erlebt hatte, währten nicht lange. Mit dem Ausbruch der zweiten Intifada im September 2000 wurde der Streifen wieder zum Schauplatz von Konfrontationen, von Beschießungen, von Tod und Zerstörung, und die Möglichkeiten, Pläne umzusetzen, wurden immer begrenzter. Um Wünsche zu erfüllen, musste man auf schmalen Pfaden wandeln, von denen keiner in ein Paradies, nicht einmal in eine weite Wüste führte, sondern immer nur auf noch schmalere Pfade. Wenn Naîm bei Nacht seinen Kopf auf das Kissen legte, zog vor seinen Augen sein Leben wie ein Film vorbei. Natürlich wäre es anders verlaufen, wenn Âmina noch lebte und unter ihnen

weilte. Sie könnte ihm wenigstens helfen, die Lasten zu schultern. Sonst könnte sie nicht vieles ändern, denn fast nichts von dem, was geschah, konnte er beeinflussen. Er hatte ja nichts dagegen, dass Salmân sich seine Studien- und Reiseträume erfüllte, aber er wollte nicht, dass er im Ausland blieb. Auch seinen Sohn Sâlim hatte er mehrfach gescholten, weil er sich für zu vieles verantwortlich gefühlt hatte – und nun verbrachte er sein Leben im Gefängnis. Natürlich musste er auch sich selbst Vorwürfe machen. Er war es doch gewesen, der diesen wilden Geist in ihm geweckt hatte, indem er ihm von seiner Geburt mitten im Krieg erzählte, und wie seine Mutter Aischa dabei fast gestorben wäre, wie sie an den Wehen litt, und danach auf dem Meer umhertrieb. Manchmal hatte er ihm auch von Auni erzählt, seinem ältesten Onkel, der während der Revolution von 1936 gegen die Briten Waffenmeister war. So viele Geschichten, ein langes Leben, nie vergessene Schmerzen, die sich seinem Körper eingebrannt hatten. Der traurige Vater, der beim Abschied von seinem Sohn all seine Trauer und seinen Schmerz wie glühende Kohlen klaglos in seiner Brust verbarg. Nur wenn er mit sich allein war, hinter der geschlossenen Zimmertür, wagte er zu klagen.

Umm Schâdi hatte geweint wie eine Wolke, die die ganze Erde bedeckt. Die Frauen schalten sie,

„doch etwas Haltung zu zeigen“ – als Mutter eines Märtyrers! Jubeltriller müsste sie ausstoßen, Heldenlieder anstimmen und sich darauf freuen, ihn im Paradies wiederzusehen. Es waren die sattem bekannten Sprüche und Redensarten, ergänzt durch allerlei Geschichten, fade Anekdoten, an denen man sich festklammert, ohne weiter darüber nachzudenken. Aber man vergisst niemanden, den man liebt. Umm Schâdi weigerte sich, eine Rolle zu spielen, und ihre grenzenlose Trauer wirkte auf ihre gesamte Umgebung. Ein Journalist des lokalen Fernsehsenders kam zu ihr nach Hause, um Schâdis Sachen zu filmen – Bauklötze, dicke Farbstifte, einen verdreckten Fußball –, die sie unverändert aufbewahrte. Aber alle Bemühungen, sie zu einer pompösen Aussage zu bewegen, einem gewaltigen Wort, wie es die Fernsehkameras lieben, schlugen fehl. Sie wiederholte nur immer, dass sie sich ihren Sohn zurückwünschte, damit sie ihm diese Süßigkeiten machen konnte, die er so mochte.

Die Arbeit an der Buchhaltung zog sich in die Länge, aber sie war unumgänglich. Naîm war nie darauf aus, sich etwas leicht zu machen. Er konnte nicht anders. Salmân reiste gern und fühlte sich in Europa wohl. Sein Exil war selbstgewählt, es war sein eigener Entschluss. Nichts zwang ihn zu gehen, wie die Familie damals im Jahr 1948. Keine blutigen Kriege verdrängten ihn, wie es im Jahr 1967 nochmals geschehen war. Ihn motivierte die Suche nach

einem besseren Leben. Entschuldigungen vorzubringen und Rechtfertigungen zu konstruieren, war nicht so schwierig, aber offen und ehrlich zu sein, war auch nicht so einfach. Als sein Sohn beschloss, wegzugehen und in Großbritannien seine Ausbildung fortzusetzen, diskutierte Naîm nicht groß mit ihm. Eigentlich habe ich ihn nicht in die Schule geschickt, damit er mich dann allein lässt, dachte er, und hätte ihn gerne bei sich behalten. Der Junge sprach von der Zukunft, vom Zug, den man nicht verpassen dürfe, vom Leben, das er erträumte. Er sprach von nichts anderem mehr als von seinen Zielen. Naîm erwartete schon gar nichts anderes mehr aus seinem Mund. Ihm kam das Gerede seines Sohnes egoistisch, ja sogar egomanisch vor. Wir haben ja alle immer eine Neigung zu hehren Worten und Phrasen, um unsere Mängel und Fehler zu beschönigen. Aber Naîm ließ sich nicht täuschen. Nur seinem Sohn das direkt ins Gesicht zu sagen, dazu war er nicht imstande. Er wollte seiner Zukunft nicht im Wege stehen. Nach zwei Jahren in Großbritannien kam er für ein Jahr nach Gaza zurück. Dann erklärte er, in Italien seinen Doktor machen zu wollen. Das war sein Traum, lernen und lehren und reisen, reisen, reisen. Naîm gab seine Zustimmung. Anfangs kam Salmân noch jeden Sommer auf Besuch, blieb einen knappen Monat und ging dann wieder zurück an seine Universität. Nach Abschluss des Doktorats in Florenz erhielt

er eine Anstellung am Institut und blieb dort. Auch dafür fand er zahlreiche gute Gründe, die immer mit seiner akademischen Zukunft zu tun hatten. Die Erfahrungen von dort könnten ihm später nützlich sein und würden seinen Lebenszug voranbringen.

Naïm machte sich seine Gedanken über diesen „Lebenszug“. Ihm kam er vor wie eine Dampfwalze, die alle künftigen Gelegenheiten, ihn in die Arme zu schließen, zermalmt. Ein schöner Zug, aber fuhr er nicht am Glück aller Angehörigen vorbei? Nein, seine Schienen halfen der kleinen Familie nicht, wieder zusammenzukommen. Sogar der alljährliche Besuch war während der vergangenen drei Jahre nicht mehr möglich gewesen, weil der Übergang bei Rafach im Süden des Gazastreifens dauernd geschlossen war und Salmân befürchtete, einmal in Gaza, nicht mehr hinauszukommen. Und so wurden aus den Besuchen „Hallos“. Aber Naïm hatte seinem Sohn deshalb nie Vorwürfe gemacht oder gar von ihm verlangt, seine Träume an den Nagel zu hängen. Im Gegenteil, er bestärkte ihn in seinen Wünschen. Und vielleicht hatte der Vater sogar dazu beigetragen, den Zug der Träume in Bewegung zu halten. Er konnte nicht anders. Was Âmina wohl getan hätte? Er wusste es nicht, es war ein nutzloses Gedankenspiel.

Über Sohas Lebensweg dagegen hatte es bei Âmina von klein auf nie einen Zweifel gegeben. Sie würde ihr Glück niemals in der Wissenschaft finden. Doch

dass die Tochter heiraten und dann mit ihrem Mann in die Fremde, nach Saudi-Arabien, ziehen würde, wo der Schwiegersohn bei einem Bauunternehmen arbeitete, damit hatte die Mutter nicht gerechnet. Trotzdem war Soha ein gutes Mädchen. Jedes Jahr schickte sie zum Todestag der Mutter ihrem Vater etwas Geld, damit er für die Seele der lieben Verstorbenen ein Lamm schlachten und das Fleisch an die Armen im Lager verteilen konnte. Auf der Familien-Roadmap, die Âmina entworfen hatte, stimmte kein Weg mehr. Es war auch nicht mehr möglich, sie anzupassen. Nur ein Wunder könnte alles verschieben und die Welt um ihn herum neu ordnen – ein unwahrscheinliches Wunder, das nur mit Hilfe anderer Wunder möglich wäre. Doch Naïm glaubte nicht mehr an Wunder. Das war vorbei. Vor seiner Geburt hatte seine Mutter Aischa sich für ihr Kind eine schöne Zukunft ausgemalt und große Träume geträumt. In die Regierungsschule sollte der Junge gehen, danach an die arabische Fakultät in Jerusalem, vielleicht sogar auf die Universität von Kairo. Er würde Medizin oder Jura studieren, nur diese beiden Fächer kamen infrage. Welches, das sollte er selbst entscheiden. Sie wollte ihm auf dem Stück Land im Manschîja-Viertel, das sie von ihrem Vater geerbt hatte, ein Haus bauen. Während der gesamten Schwangerschaft hing Aischa diesen Träumen nach, neun Monate lang, bis sie am Fels des Krieges zerbarsten.



Für Naïm war es Zeitverschwendung, Wunder zu erwarten. Welches Wunder könnte schon Sâlim aus dem Gefängnis befreien? Welches Salmân davon überzeugen, dass es in diesem Land wirklich etwas gibt, für das es sich zu leben lohnt? Welches Soha mit ihrem Mann zurück nach Gaza bringen, um hier ein richtiges Leben aufzubauen? Welches seine Brüder wieder ins Land holen? Die Liste war lang und hätte eine ganze Serie von Wundern verlangt, die zu erleben ihm sicher nicht vergönnt war.

So blieb nur Samar. Dass sie noch da war, war nicht ihre eigene Entscheidung, sie war ja noch jung. Doch nun versuchte er alles, um sie auf der Roadmap zu halten, die Âmina entworfen hatte. Das Mädchen war immer gern zur Schule gegangen und wollte weiterlernen. Sie studierte Jura im ersten Jahr. Eigentlich hätte sie gern im Ausland Zahnmedizin studiert, doch da hatte Naïm dekretiert, er wolle sie hier bei sich haben, und Samar hatte, um ehrlich zu sein, kaum Widerstand geleistet. Sie hatte die Frage nicht einmal klar formuliert. Nachdem die Endresultate der Oberschule bekannt gemacht waren – Samar hatte neunzig von hundert Punkten erhalten – hatte Salmân aus Florenz angerufen, um ihr zu gratulieren, und ihr angeboten, sie solle doch nach Italien kommen und in Florenz studieren. Er könne für alle Kosten aufkommen.

Als sie ihrem Vater am Abend den Tee servierte,

versicherte sie, sie werde ihn niemals verlassen. Er wisse, dass sie gern gehen würde, sie brauche das nicht zu leugnen, erwiderte er, während er ins Teeglas pustete. Aber er wolle nicht, von allen verlassen, allein zurückbleiben. Das war das einzige Mal, dass er, wie man so sagt, „den Löffel bewegte, um beim Kochen mitzuwirken“. Er wusste genau, dass es ihr schwer fiel zu bleiben. Sie ließ sich jedoch nichts anmerken. Erzählte ihm nur begeistert von der Universität, von ihren Dozenten und von ihrem Traum, eine Staranwältin zu werden, die, ohne Honorare zu verlangen, die Armen vor Gericht verteidigte. „Und von was willst du leben?“ „Natürlich von den Honoraren, die ich den Betuchten abnehme.“ Sie hatten beide gelacht.

Doch Naîm machte sich nichts vor. Das konnte nicht alles sein. Es war nicht das Leben, das er und Âmina sich erträumt hatten, als sie sich zum ersten Mal aussprachen, bevor er, am Neujahrstag 1970, seine Mutter bat, für ihn um Âminas Hand anzuhalten. Dass Âmina und er zusammenkamen, war ein gewaltiges Wunder, wie es die Zeit seither nicht mehr gewährt hatte. Viele Träume hatten sich zurückgezogen, noch mehr Hoffnungen hatten sich auf die Liste der Enttäuschungen und Frustrationen verschoben. Wenn Naîm am Morgen zu seiner Werkstatt ging, dachte er über all das nach. Dann lächelte er. Immerhin war es ihm ja noch vergönnt, sich an diese

Träume und Hoffnungen zu erinnern.

Zwischen den Dächern hindurch spielte die Sonne mit seinen Augen. Er wischte sich mit der Hand übers Gesicht und ging weiter zu seiner Werkstatt. Die Hauswände waren voller Graffiti. Sie reichten von Heldenlob, Schmähung und Beschimpfung bis hin zu Flirtereien, Herzbildchen und Cupido-Pfeilen, die junge Burschen für irgendwelche Mädchen auf dem Schulweg gekritzelt hatten. Am Ende der Gasse gab es einen weithin sichtbaren Slogan, zum zwanzigsten Jahrestag von Sâlims Einkerkung, einen anderen zur Erinnerung an den jungen Schâdi, dessen Blut nicht nutzlos vergossen sei. So hieß es da. Naïm lächelte, als er den Segensspruch las, der ihn bei seiner Rückkehr von den heiligen Städten willkommen hieß. Im vergangenen Jahr hatte er die Pilgerfahrt unternommen, eine Reise, auf die Âmina ihn immer begleiten wollte.

Auf der anderen Seite der Gasse klopfte Onkel Jûssuf mit seinem Stock auf die Erde. Dieser Onkel Jûssuf war wohl die auffälligste Figur im Viertel: ein schlanker Riese mit einem sympathischen Gesicht und einem kerzengeraden Gang. Er hätte das Zeug zum Filmstar gehabt, doch die Verhältnisse waren nicht so. Naïm trat zu ihm. Onkel Jûssuf war, wie jeden Morgen, auf dem Weg ins Café in Gaza. Dort würde er vielleicht zwei Stunden sitzen und danach ins Lager zurückkehren. Das tat er seit mehr als vier Jahrzehn-

ten. Onkel Jûssuf genoss das Leben in vollen Zügen; er liebte es wirklich. Von seinem Vater hatte er einen Krämerladen geerbt und diesen zu einem ansehnlichen Supermarkt ausgebaut. Zusätzlich kaufte und verkaufte er Häuser im Lager, eine Tätigkeit, die er auf die ganze Gegend ausweitete. Doch er blieb im Lager, wo er fünf nebeneinander stehende Häuser hatte einreißen und sich dafür eine Art Villa hatte hinstellen lassen. Keiner der zahlreichen Kriege gegen Gaza konnte Onkel Jûssuf etwas anhaben – so sah es wenigsten nach außen hin aus. Einer seiner Söhne war von Beginn an ein hohes Tier in der Verwaltung. Nach den Wahlen von 2006 und der Bildung der Regierung stieg ein weiterer zu Rang und Würden auf.

Onkel Jûssuf lächelte. „Komm! Gehen wir eine Wasserpipe rauchen bei Euro“, schlug er vor. Als Naîm den Kopf schüttelte, zog Onkel Jûssuf eine Zigarette heraus und bot sie ihm an. Doch auch jetzt lehnte Naîm dankend ab. Seine erste Zigarette hatte er sich an dem Tag genehmigt, an dem Âmina Sâlim gebar. Rastlos wanderte er damals vor dem Kreißsaal in der Krankenstation der UNWRA hin und her, hastete dann auf den Hof, hinaus auf die Straße und wieder zurück. Die Angst zerfraß ihn förmlich, und da akzeptierte er die Zigarette, die ihm ein junger Mann anbot, der, auch er in Erwartung, Vater zu werden, ebenso nervös war – und zog den Rauch tief in die Lunge. Der Gedanke, etwas könnte schiefge-

hen, entsetzte ihn. Sein bisheriges Leben hatte ihn Angst und Verunsicherung gelehrt. Dann hörte er den Schrei eines Neugeborenen. Sein Blick traf auf den des anderen Mannes. Es musste das Kind eines von ihnen beiden sein. Als die Hebamme herauskam und „Herzlichen Glückwunsch!“ rief, ging Naïm in eine Bäckerei, besorgte ein großes Blech mit Kunâfa und lud die Ärzte, die Krankenschwestern und die Hebamme ein, die Köstlichkeit mit ihm zu teilen.

Onkel Jûssuf hatte ihm schon tausend Mal vorge-schlagen, die altmodische Werkstatt aus dem Lager hinaus zu verlegen, sie zu erweitern und eine richtig große Druckerei daraus zu machen. „Etwas, mit dem man Geld verdienen kann“, erklärte er. „Ich werde dir helfen.“ Doch Naïm ließ sich nicht überzeugen. Er ziehe die Arbeit im kleinen Rahmen vor. So sei er sein eigener Herr. Eines Abends hatte ihm Onkel Jûssuf auf einem Stück Papier skizziert, wie er sich die neue Druckerei vorstellte. Sie müsse in der Nähe einer Universität stehen und den Studenten in einem Laden anbieten, was sie brauchten: Lehrbücher, Schreibmaterial, Geschenke. „Ich will nur deinen Sachverstand, für den Rest Sorge ich selbst.“ Onkel Jûssuf verfügte über ein klares Händlergehirn und ein umfangreiches Beziehungsnetz. Die hohen Tiere in der Regierung gaben sich bei ihm die Klinke in die Hand und suchten in vielem, was das Lager anging, seinen Rat. Auch Scheich Hassan, der Imam der

Großen Moschee, und schon dessen Vater, Scheich Rijâd, behandelten ihn mit großem Respekt. Bevor es die Selbstverwaltung gab, kam sogar der Militärkommandant regelmäßig vorbei, um ihm ein schönes Fest zu wünschen. Und wegen seiner Handelstätigkeit hatte Onkel Jûssuf nie Schwierigkeiten, eine Reisebewilligung zu erhalten, auch nicht in Zeiten größter Spannung. Das gab ihm die Gelegenheit, seine Cousins zu besuchen, die in Jaffa geblieben waren. Für Onkel Jûssuf war das Leben leicht, kein Hindernis war unüberwindlich.

Die beiden Männer standen eine Weile zusammen. Onkel Jûssuf erkundigte sich nach der Druckerei und „nach dem Jungen, der im Gefängnis sitzt“ und „demjenigen, der im Ausland ist“. Er klopfte Naîm auf die Schulter und dankte für den Vorschlag, einen Tee bei ihm zu trinken. Er werde auf dem Heimweg in etwa zwei Stunden vorbeischaun. Inzwischen werde er selbst, erwiderte Naîm, an der wöchentlichen Mahnwache beim Roten Kreuz teilnehmen. „Also bis später“, sagte Onkel Jûssuf lächelnd und ging weiter zum Ende der Gasse, wo ihn ein Taxi aufnahm. Naîm lehnte sich an die Wand gegenüber dem Eingang der Druckerei und schaute zum Himmel hinauf. Die Sonne hatte schon ihre volle Kraft entwickelt. Er beobachtete noch, wie Onkel Jûssuf in das Auto stieg und fortfuhr. Völlig selbstvergessen stand er da und spürte, wie die Hitze des Tages durch

seinen Körper zog.

Das Tor der Werkstatt verlangte, aufgeschlossen zu werden. Ein neuer Tag sollte beginnen. Es gab aber nichts Neues. Nichts Aufregendes, das das Leben farbiger machen könnte. Alles war wie immer. Er würde tun, was er schon gestern, was er auch schon vorgestern getan hatte, was er vor einem Monat, vor einem Jahr, vor zehn oder vor zwanzig Jahren getan hatte. Nichts Neues. Er wird das Tor der Druckerei aufschließen und seine Arbeit beginnen. Er wird Aufträge erfüllen, die er von Kunden erhalten hat. Am Mittag wird er nachhause gehen, um etwas zu essen, danach einen Tee trinken. Den Rest des Tages wird er in der Druckerei verbringen. Bei Sonnenuntergang wird er seine Arbeit beenden. Am Abend wird er sich vielleicht auf seinen Stuhl vorne in der Gasse setzen, möglicherweise in Gesellschaft von ein paar Männern aus dem Viertel, und vor dem Schlafengehen noch eine Weile mit Samar plaudern. So beginnen seine Tage, und so enden sie.

Doch nie spürte Naïm Langeweile, nie hatte er ein Gefühl der Leere. Die Dinge schienen so ablaufen zu müssen. Alles hatte seine Richtigkeit. Nur wenn die Erinnerungen stürmischer heranwehten, konnte die Ruhe beeinträchtigt werden und der Boden unter seinen Füßen erbeben. Dann durchwölkte sich sein Gehirn. Aber schließlich und endlich, das Leben musste weitergehen, und ihm war es nicht gegeben, den Kurs

des Schiffes zu verändern. Nicht einmal in der Nähe des Steuerruders zu stehen, war ihm vergönnt.

Âmina war da ganz anders gewesen. Sie hatte immer alles verändern wollen, die Dinge nach ihren eigenen Vorstellungen richten, im Voraus wissen, was geschehen würde, um dann eingreifen zu können. Doch am Ende scheiterte auch sie. Den bösen Augenblick austricksen zu wollen, ist ein vergebliches Unterfangen. Das hatte er bei seiner Arbeit gelernt. Das Beste ist immer noch die perfekte Kopie. Nichts, auch nicht das kleinste Detail darf verändert werden. Wie man es in die Kopiermaschine legt, muss es herauskommen. Manchmal lässt die Farbqualität zu wünschen übrig, damit muss man sich abfinden. Selbst Onkel Jûsuf, was hilft ihm all sein Geld, seine Beziehungen und sein Herumhocken im Café? Das Leben geht unaufhaltsam dahin, mal süß, mal bitter. Das Wichtigste ist, sich nicht unterkriegen zu lassen.